

Wie zwei in einer Nacht kuriert wurden

Autor(en): **Frommel, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **177 (1904)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie zwei in einer Nacht kuriert wurden.

Von E. Frommel.

Wer dem Storchpeter in *** sein Hofgut ansah, mit alledem, was drum und drin war, der mußte, wenn er addieren und multiplizieren konnte, sagen: Der Mann sitzt im vollen und ist unter Brüdern seine 80,000 Franken schwer. Gehörte ihm nicht das schöne Haus, dessen Tenne so groß war, daß man mit einem Heuwagen drin umkehren konnte, ohne anzustoßen, und war nicht der Rauchfang mit Schinken und Würsten so voll gespickt, wie der Has, der am Herbstsonntag auf den Tisch kam? Fragt der geneigte Leser, wem die sauberen Pferde gehören, auf denen kein Tropfen Wasser stehen blieb, so hieß es: „Ei, seht ihr denn nicht, daß das dem Storchpeter seine sind, die's besser haben als mancher Mensch im Dorf?“ — Kam man in seinen Hof, so brauchte man nicht das Sacktuch vor die Nase zu halten, denn es war alles sauber eingefaßt in der gemauerten Grube, was der Bauer seinen Edelstein nennt; und man merkte, daß nicht nur der Apfelbaum in der Mitte des Hofes, sondern der Storchpeter selbst okuliert war, d. h. zu den veredelten Bauern gehörte, die auf deutsch rationelle Ökonomen heißen. Im Hause selbst sah's solid aus. Das große Himmelbett mit den vielen Gänsblumen und der massive geerbte Weißzeugschrank und drin das Getüch, alles gezeichnet und fortirt in grob und fein, der weißgeschuerte Fußboden und die blanken tannenen Tische — nirgends ein Untädlein weit und breit zu sehen — wer das alles anschaute, mußte noch einmal sagen: „Respekt davor, der Storchpeter ist ein gemachter, sauberer Mann.“

Und doch war's in dem Haus nicht sauber, und der Leser würde wohl keine Nacht in dem Haus geblieben sein, auch wenn er ebenso beherzt und eisenfest wäre wie der Verfasser; und hätte wohl dem Storchpeter seinen Hof samt dem Weißzeug und allem gelassen, wenn er „den Umstand“, den der Storchpeter in seinem Hause hatte, mit in den Kauf hätte nehmen müssen. Wie gesagt, es war nicht richtig in

dem Haus, trotz den drei Kreuzen über der Stalltüre und trotz der großen Stockuhr, die so richtig ging wie eine Zylinderuhr und alle vier Wochen nur das Aufziehen und alle Jahr nur das Einölen brauchte, und trotz dem Barometer, der so empfindlich war wie ein Stadtlingsferlein, das eben erst aus der Pension kommt. Der Storch, der hoch auf dem Schornstein thronte und seit alten Zeiten das Niederlassungsrecht ohne Hauszins besaß, konnte nicht schuld sein. Denn der war ein durchaus ehrenwerter Herr, der pünktlich auf Zucht und Ordnung hielt und nie vor Peter und Paul von Reisen kam, noch vor Petri Kettenfeier auf Reisen sich begab, und mit seiner Frau Störchin nebst seinen Kindern im schönsten Frieden lebte. Der konnte es also nicht sein. Dazu war das Haus keine alte Lotterfalle, hinter der man allerhand nicht ganz Geheueres hätte vermuten können, sondern massiv neugebaut, und in einem solchen Hause finden sich ja die erbeingefessenen, alten Geister bekanntlich nicht mehr zurecht. — Der böse, unruhige Geist, der im Hause umging, saß wo anders.

Der Storchpeter ist seinerzeit ein schmucker Bursch gewesen. Seine Eltern waren früh gestorben und hatten ihm, als dem einzigen Kind, Haus und Hof hinterlassen. Der Pfetterich, der ihn aus der Taufe gehoben, hatte ihn erzogen. Wie aber die adligen Herrlein bald merken, was das „von“ vor dem Namen bedeute, und ein reiches bürgerliches Herrlein sich's auch schon bezeiten auskalkuliert, wie viel nach Adam Riese einst auf sein Teil kommt, so wußte der Storchpeter in seiner Jugend auch schon genau, wem der schöne Hof gehörte, und die Knechte des Pfetterich hüteten sich wohl, es mit dem Herrlein zu verderben, und auch der Schulmeister ließ bei ihm etlichmal 2 mal 2 fünf sein, was sonst andern Kindern schlecht bekommen wäre. Da war's denn nicht zu verwundern, wenn der Peter herrschsüchtig wurde und sein Kopf von innen so viereckig, wie er auswendig war. Er konnte kommandieren trotz einem General,

Bürich. (Schöfflistorf.)

Zurich. (Schöfflistorf.)



Joh. Frid. Fröhlich und A. B. Mülli. — Jean-Frid. Fröhlich et A.-B. Mülli.

aber er hatte nicht von unten herauf gedient; und wer nicht gedient hat, der lernt doch sein Lebtag nicht kommandieren. Unter manchem anderm, woran er nicht dachte, war auch das, daß das blonde Mägdlein mit den langen Zöpfen, das mit ihm auf der Schulbank saß und immer das wußte, was er nicht wußte, einmal seine Ehehälfte werden sollte. Nicht weit vom Pfetterich nämlich wohnte der Lindenbauer mit seinen elf Kindern, von denen eines sauberer war als das andere. Es war eine Freude, morgens die elf am Brunnen, über den sich der hohe Lindenbaum mit seinen Zweigen wie eine große grüne Gardine senkte, sich im Wasser pudeln zu sehen. Die Sauberkeit war freilich das Hauptkapital der elf, denn der Lindenbauer hatte wohl ein paar Ackerlein, aber wenn er die ansah und mit seinen elf hineindividierte, sprach er zu sich wie Andreas und Philippus: „Was ist das unter so viele!“ Bei seinen Mägdlein konnte er an den Vers denken und sich damit trösten:

Marthens Fleiß, Mariens Blut,
Schön wie Rahel, klug wie Ruth,
Mägdleins bestes Heiratsgut.

Aber so dachten die Leute und sonderlich der Dorfadell nicht. Denn als von den Mägdlein die Elsbeth erwachsen war und so sitz müd daher kam am Sonntag mit dem Rosmarin in der Hand und dem Weinblumenstrauß im Nieder, dachte wohl mancher von den reichen Burschen im Dorf: „Das wäre so was für dich.“ Aber wenn die Alten davon Wind merkten, waren sie schnell bei der Hand, den Brand zu löschen, und zwar mit einem absonderlichen Wässerlein, dazu man keine Feuerspritze braucht. „Nimmst du des Lindenbauers Elsbeth,“ sagten sie, „so ist vor der Tür: Draußen — so kannst du mit ihr Hunger leiden; denn für des Lindenbauers Elsbeth haben wir nicht gehaut. Auf den Hof kommt uns keine Kuhbäuerin. Pferd und Kuh spannen schlecht zusammen.“ Das war die Abkühlung. Denn wenn im Dorf ein Pferdebauer eine Kuhbäuerin heiratete, so war das so arg, als wenn ein Graf eine Schneidertochter heiraten wollte, und das hätte die Alten unter den Boden gebracht, sie wollten ihr Geschlecht sauber erhalten, d. h. ohne Kuh-

bäuerin. Und die Kuh schlug immer an, und beim nächsten Neumond war's mit der Liebe vorbei. Denn um einer Kuhbäuerin willen wollte doch keiner den Hof fahren lassen. Die meisten sehen beim Heiraten mehr auf das, was die Leute haben, als was sie sind, und ist das ebensowohl eine Stadt- als eine Landseuche. Aber der Storchenpeter, der sein eigener Herr war, brauchte nach niemand zu fragen und dachte: „Heiratest du die Elsbeth, so hast du eine gute Ehe; denn weil sie nichts hat, wird sie auch sein untertänig und gehorsam sein.“ — Und so warb er um des Lindenbauers Tochter, und der Lindenbauer hatte gar nichts einzuwenden und gab unbesehen seinen Segen, und mancher, der sonst den Lindenbauer kaum mit einem halben Auge angesehen, blinzelte ihn so freundlich mit allen zweien an und schaffte sich ganz nah zu ihm her am Wirtstisch in der Krone des Abends — alles von wegen dem reichen Schwiegersohn, dem Storchenpeter. Nachdem sich die Leute satt genug verwundert und die Brauttschaft gebührendermaßen mit allerlei Handglossen versehen und ihre Weisheit dabei losgelassen hatten, ward die Hochzeit gefeiert. Die Fenster gingen alle im Dorf auf, als das stattliche Paar durchschritt, der Storchenpeter mit hoch erhobenem Haupt und einem Strauß am Rock, den man in jede Blumenvase hätte stellen können, und daneben die Elsbeth mit ihrem Kranz in den gelben Haaren und den sanften niedergeschlagenen Augen und hinterdrein der Pfetterich und der Lindenbauer mit seinen übrigen zehn Trabanten.

An der Kirche mußte noch einmal Spießruten gelaufen werden durch den engen Gang, den die Leute gebildet hatten, und manche Bemerkung zog noch als Geleite dem Paar nach in die Kirche. Der Schulmeister ließ sein bestes Stück los, funkelnagelneu von ihm selber verfaßt und in Noten gesetzt zu Ehren des Storchenpeter, und sparte kein Register, denn er dachte: „Sparst du, so spart der Storchenpeter auch, und auf ein bißchen mehr Wind kommt's nicht an.“ Über was der Pfarrer die Hochzeitsrede hielt, weiß ich nicht; noch ob die Leute mit dem jungen Tobia gesprochen: „Wir sind Kinder der Heiligen, und uns gebühret nicht, solchen

Stand anzufangen, wie die Heiden, die Gott verachten" — ich weiß nur so viel, daß die Hochzeit in aller Pracht gefeiert ward und drei ganze Tage dauerte. Denn erst kamen die nächsten Verwandten und danach die Freundschaft und zuletzt noch die Hintersassen und Tagelöhner. Und die armen Kinder standen im Hof und warteten, bis ihr Hochzeitskuchen kam, und auch manches reiche Kind hatte sich drunter gestellt, denn wenn einmal bei den Kindlein der Magen und der Mund mit ins Spiel kommen, da hören die Standesunterschiede auf, und der Kuchen mit dem dicken Speckrand unten schmeckte den reichen Kindern gerade so gut wie den armen und lag beiden gleich schwer im Magen. — Hochzeitsreise hat der Storchenpeter keine gemacht, das war dazumal im Ort noch nicht Mode, und daß die Welt ohnehin kugelrund sei, das wußte er von dem großen Globus des Schulmeisters. — Die Hochzeitsreise ist ja doch immer nur der Anfang von der großen Reise, die man zu zween in der Ehe antritt. Mit dem „zu zween Reisen“ ist's aber überhaupt schon unter Freunden so ein eigen Ding. Es kann freilich schön und köstlich ausfallen. Denn es ist doch etwas anderes, wenn vier Augen das schöne Thal sehen und vier Ohren die Vöglein singen hören, und zu der Freude, die man selber hat, die des andern noch dazu kommt. Was das eine nicht sieht, sieht das andere und macht mit einem leichten Rippenstoß darauf aufmerksam, und das andere ist herzlich dankbar dafür. Geht's einmal einen steilen Weg, dann greift der eine dem andern unter den Arm oder hilft ihm das schwere Ränzlein tragen. Und je länger auf der Reise, desto besser versteht man sich und merkt, was dem andern lieb, und desto weniger kann man einander entbehren und voneinander lassen. Und so hat man sich am Ende der Reise lieber gewonnen, denn man sich im Anfang gehabt, und jedes sagt und gesteht dem anderen: Könnten wir nur noch einmal auf die Wanderschaft miteinander. — Aber die Sache läuft nicht immer so glatt und eben, und manche Reise zu zween hat einen ganz andern Verlauf genommen. Es sind schon etliche als Freunde auf die Reise gegangen und sind unterwegs einander spinnefeind geworden. Erst

ging die Sache so leidlich gut, danach aber merkt man allerhand am anderen, des man sich nicht versehen; am Abend will der eine im Köpfelein einkehren, der andere aber meint, im Schwanen sei's besser, da sei er bekannt, und das erste Mal gibt man nach. Dann aber begibt sich's, daß der eine müde ist, und den andern zieht's noch mächtig hinaus und hinauf, und diesmal will keiner nachgeben; will der eine einen guten Roten, will der andere lieber einen alten Weißen — und ist man einmal überhaupt nicht recht eines Sinnes, dann braucht's keiner absonderlichen Gelegenheit — und der Streit ist da, und die Herrlichkeit hat ein Ende. So kann's auch gehen, wenn man zu „zween“ reist.

So ähnlich dünkt's dem Verfasser, auch mit der Wanderschaft in der Ehe sich zu verhalten. Etliche reisen so glücklich und gewinnen sich alle Tage lieber; und etliche werden einander leid. Die meisten haben sich den Reisegefellern nicht ordentlich angeschaut, oder sich nur das Gesicht oder den Geldbeutel angesehen und gemeint, das andere werde sich schon finden. Haben sich aber darin gewaltig versehen. Denn Angesicht und Beutel haben noch keinen glücklich gemacht.

So war's bei den Storchenpetersleuten auch. Als die ersten Tage und Wochen vorüber waren und die Elsbeth alle ihre Schätze angesehen und die Gevatterinnen alle Besuch gemacht hatten, da fing so ein sonderbares Lüftlein an zu wehen, und der Storchenpeter kam ihr doch manchmal recht eigensinnig vor und gar nicht so gutmütig, wie er aussah. Hätte sie nun in ihrer Hochzeitsbibel Bescheid gewußt, so würde sie drin an einem Ortlein etwas gefunden haben auch von „wunderlichen“ Herren, denen man auch gehorsam zu sein schuldig sei. Denn den Gütigen und Gelinden folgen, das ist kein Hexenwerk. Aber so lag die Hochzeitsbibel mit den großen Spangen oben auf dem Sims und schaute von oben herunter auf die Elsbeth, als wollte sie sagen: „Wenn du wüßtest, was ich weiß, dann wäre dir geholfen.“ Aber die Elsbeth ging statt zum Schmied zum Schmiedlein, und statt zu dem Arzt zum Quacksalber, d. h. sie ging zu einer alten Base aus ihrer Mutter Verwandtschaft und klagte da ihre Not. Aber bei der alten Base traf das Wörtlein ein:

„Alter schützt vor Torheit nicht.“ Statt als ordentliche Base der Elsbeth den Besen aus der Hand zu nehmen und den Stiel umzukehren und sie gehörig zu fegen, sagte sie: „Ei, Elsbeth, du bist jetzt nicht mehr des Lindenbauers Elsbeth, sondern des Storchenpeters eheliche Frau und mußt dir nichts gefallen lassen. Hat er seinen Kopf, so hast du deinen auch, und einer ist den andern wert. Hart wider hart, so geht's durch. Gib einmal acht, ob er nicht nachgibt, wenn du dich hinsetzt und wechselst einmal dein Angesicht; da wird er sagen: „Elsbeth, es tut mir leid, und 's war nicht so böse gemeint, als es aussieht.“ —

Das war das Pflaster, das die Base der Elsbeth verriet, und sie dachte im Heimweg: „Das war doch gescheit von dir, daß du zu der Base gegangen bist, die hat den Nagel auf den Kopf getroffen.“ — Aber daß dieser Nagel ihr bis ins Herz gehen sollte, das dachte die Elsbeth nicht. Als darum der Storchenpeter wieder bei der nächsten Gelegenheit dreieckig war, da tat sie auch den Mund auf und sagte: „Das versteh' ich aber besser als du und laß mir's nicht ausreden.“ Der Storchenpeter war wie aus den Wolken gefallen und traute seinen Ohren nicht, die sanfte Elsbeth so reden zu hören. Und weil er nicht gleich darauf losbrach, dachte sie: „Siehst du, das hat gut getan; die Base hat recht.“ Aber der Storchenpeter schwieg und ging zur Türe hinaus. Es gibt so ein Schweigen, das ist schlimmer wie Reden, und ist nicht anders, als wenn's stille wird vor dem Gewitter und die Wolken sich langsam zusammenziehen, bis es loswettert mit Blitz, Donner und Hagel. Aber am Abend blickte er finster drein und sprach wenig und die Elsbeth auch wenig, und die „Gute Nacht“, die sie sich wünschten, war akkurat so kalt, wie die Januar-nacht draußen, nämlich 17 Grad Kälte. — Das war das erste Mal. Aber einmal ist auch da

nicht keinmal, und wenn der Reif die Blüten trifft, so ist das auch genug für einmal. Kinder bekamen sie keine, aber über den Kindlein wird man auch wieder einig, weil sie allen beiden gehören, und ist so ein Kindlein nichts anderes denn wie eine Brücke, die von einem Herzen zum andern geschlagen ist, und darauf die Liebe herüber- und hinüberwandelt. Und der dritte zu „den zween“ kam auch nicht, und sie mußten die Hochzeitsreise allein fortsetzen, die immer schwieriger ward. Bei dem ersten Mal recht haben wollen blieb's nicht, und das zweite Mal

wollte der Storchenpeter recht haben und meinte, er sei jetzt dran, recht zu haben, und weil hart wider hart kam, wie Feuerstein und Stahl, so blieben die Funken nicht aus. Keines wollte Abbitte tun und jedes recht behalten, der Storchenpeter, weil er der Mann sei, und die Elsbeth, weil sie die Frau sei, und da blieb's immer auf dem gleichen. Das war denn ein täglicher Krieg, und der Storchenpeter dachte, wenn er seine stattlichen Pferde ansah und die vollen Scheuern: „Was nützt mich das alles und was nützt mich mein Reichthum, wenn ich alle Tage nichts als Ärger schlucken muß“; — und die Elsbeth dachte: „Was nützt mich all



... sie ging zu einer alten Base aus ihrer Mutter Verwandtschaft ...

das Weißzeug und der große Schrank, wenn der Mann so trotzig ist“, und weinte oft im stillen, wenn sie an die Zeit dachte, wo sie noch mit ihren zehn Geschwistern dem Vater die Füße unter den Tisch streckte und nach der Schule das dickgestrichene Käsebrod aß und sich morgens am Brunnen pudelte. „Dazumal warst du arm und bist jetzt doch noch ärmer als vorher.“ Gab's auch zwischen-drein einmal Waffenstillstand, etwa an Ostern, wenn's zum Abendmahl ging, oder sonst an einem hohen Festtag, so war eben doch gewöhnlich Krieg. Und das war der böse Geist, der im Hause umging, von dem ich oben berichtet und darum auch der geneigte Leser den Hof nicht hätte

haben wollen, wenn er die Storchenpetersche Mitgift hätte dazu gekriegt. Derweilen war die Zeit verstrichen, wo die beiden hätten klug werden können, nämlich das 40. Jahr, das Schwabenalter. Der Storchenpeter war seine 47 alt und die Elsbeth drei Jahre jünger, und es verschlagen in diesem Alter bekanntlich ein paar Jährlein nimmer viel. Der Ärger und die Friedlosigkeit machen keine Menschen schön, absonderlich die Weiber nicht, darum auch Sirach von dem bösen Weibe sagt: „Wenn sie böse wird, verstellt sie ihre Gebärde und wird so scheußlich wie ein Sack“, worin derselben nicht übel porträtiert hat. Die sanften Augen der Elsbeth waren fort, und die roten Wangen wie Milch und Blut auch, und sie sah so hager und gelb drein, wie eine Wespe, und der Storchenpeter hatte was Wildes im Ausdruck bekommen, und hatte es schon hundertmal und mehr bevent, daß er die Ruhbäuerin geheiratet hätte. — Da kam der Andreastag, draußen tobte der Novembersturm und warf den Regen in Schauern an die Fenster, und aus dem Ofen fuhr dann und wann die Flamme unheimlich züngelnd heraus. Die beiden saßen einander gegenüber. Es sollte Jahrmarkt sein in der Stadt, und die Elsbeth wollte sich einen seidenen Rock kaufen. Kaum hatte sie das gesagt, da war's gerade, wie wenn der Zunder in eine Pulvertonne gefahren wäre, und der Storchenpeter sprang auf und schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Und ich sag' dir noch einmal, so wahr ich Storchenpeter heiße, das läßt du bleiben. Keinen Schritt gehe ich mit dir aus dem Hause, wenn du den seidenen Fahnen anhaft. Du hast's nötig, Staat zu machen. Wenn das deine Mutter wüßte, die tät sich im Grab herumdrehen. Die war froh, wenn sie für euch elf Mäuler zu essen hatte und jedem ein halb neu Kleid hat geben können.“

„Was sagst du,“ rief die Elsbeth, „schmeißt mir auch noch meine Mutter aus dem Grab vor! Dem Lindenbauer seine Kinder sind zwar arm, aber Lumpen sind wir darum nicht gewesen, und du brauchst mir meine Armut nicht vorzuwerfen. Wenn du eine Reichere hättest haben wollen, so hättest du sie nehmen können,

und des Lindenbauers Elsbeth hätte auch noch einen Mann bekommen und noch einen bessern, als du bist — aber so“ — — da konnte sie nicht mehr weiter, denn der Husten nahm ihr das Wort weg.

„Wenn du nur ersticken tätst mit deinem bösen Mundstück,“ schrie der Storchenpeter, „dann geschäh' dir und mir ein guter Tag.“ — Sie blieb ihm nichts schuldig und murmelte so was nicht in ihren Bart, aber wohl in ihren Husten, und damit hatte das Nachtesfen ein Ende, jedes suchte die Türe, und das eine ging da und das andere dort hinaus, und jedes schlug die Türe ärger zu als das andere, und doch war die Türe ganz unbeteiligt. — Sonst hatte es wohl auch Schläge gegeben, aber heute abend war jedes zu erbittert, daß beiden die Schläge für solch einen Schimpf nicht nobel genug vorkamen und jedes auf andere Rache sann. — Draußen heulte der Sturm und drinnen im Herzen der beiden auch.

* * *

Von alters her hat die Andreasnacht etwas auf sich, und alte Schäfer und Totengräber wissen noch heutigestags zu sagen, daß sich in ihr allerhand Dinge erfahren lassen. Denn der Aberglaube sitzt den Leuten gemeiniglich tiefer in den Knochen als der Glaube, und etwas glauben muß der Mensch und tut es auch, und wenn er dem lebendigen Gott und seinem Wort nicht glauben will, so muß er eben alten Weibern und törichten Fabeln glauben. Der geneigte Leser mag nur selber einmal die Probe machen. So ging's den Storchenpetersleuten auch; beide dachten an die Andreasnacht, und beide wären gern einander losgewesen und hätte jedes gerne gewußt, ob nicht das andere stürbe, und da kam ihnen gerade der Andreas gelegen. Denn wer sich in dieser Nacht an den Kreuzweg oder an die Kirchthüre um Mitternacht stellt, kann die Leute in die Kirche gehen sehen, die im kommenden Jahre sterben, — das wußten die zwei, und die Base hatte es der Elsbeth schon früher eingeschärft, sie solle nur diese Nacht nicht überschlagen. Und doch hatte es der Elsbeth gegraust, nach dem Tode ihres Mannes zu forschen, aber



... der Storchenpeter sprang auf und schlug mit der Faust auf den Tisch...

jetzt war sie so erbittert, daß, als sie nach dem Streit am Abend auf ihre Kammer kam, sie ihre schlechtesten Kleider anzog und ein großes Tuch um den Kopf schlug und wartete, bis alles still im Hause war. Sie horchte an der Tür der Kammer ihres Mannes, und als auch da sich nichts regte, schlich sie kurz vor Mitternacht nach dem Kirchhof auf die Kirchthür zu. Das Herz klopfte ihr heftig, als sie durch die Gräber schritt und an ihrer Mutter Grab vorbeikam; aber nun war sie einmal da, und zurück wollte sie nicht mehr. Als es Mitternacht schlug und die krächzende Turmuhr so langsam in den Sturm hineinschlug, schlich sie sich vor an die

Kirchthür, der Mond trat gerade durch die zerrissenen und jagenden Wolken, und sie schlug das Tuch auf, um zu sehen. Da schleicht plötzlich ein Mann leise von der andern Seite her; auch er war vermunnt und löste jetzt das Tuch, aber wie erschrak die Elsbeth, als sie plötzlich ihren Mann, den Storchenpeter, erkannte! Ja, er war's, und er kam ihr im hellen Mondstrahl so blaß vor, und wie angewurzelt blieb sie stehen und konnte kein Wort sagen. Das hatte sie im stillen gewünscht, zu sehen, und doch, als sie es nun sah, da grauste es ihr. Sie raffte alle Kraft zusammen; der Mond trat hinter die Wolken, und sie schlich erst, dann aber

lief sie, was sie laufen konnte, über den Kirchhof hinaus und legte sich eiskalt und zitternd am ganzen Leib zu Bett.

Dem Storchenpeter war nicht anders zu Mute. Auch er hatte eine Weile gewartet und war auf den Socken hinaufgeschlichen an die Tür der Kammer der Frau, und als er nichts sich regen hörte, war er schnell in die Stiefel gefahren und hatte sich bis zur Mitternacht auf dem Feld herumgetrieben und sich dann langsam zur Kirche gemacht. Auch er hätte gern wissen mögen, ob er nicht seine Elsbeth sähe, aber als er sie nun sah, so fahl und gelb und geisterhaft, und daran dachte: „Sie stirbt also in diesem Jahr“, da packte auch ihn das Grausen, und er schlich um die Kirche herum und über die Mauer nach Hause. Der Wächter blies noch die zwölfte Stunde im Dorf herum:

Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat zwölf geschlagen,
Nur zwölf Stunden hat der Tag,
Wer weiß, wie bald man sterben mag!
Wohl um die Zwölf!

Der Bers ging ihm noch im Schlaf nach, mit dem es ohnehin wenig war. Jedes von den beiden träumte vom andern, von Sarg und Begräbnis, und als sie des Morgens aufwachten und jedes das andere noch am Leben fand, waren sie doch beide froh, daß es mit dem andern nicht so schnell gegangen war. Aber freilich, das Jahr war noch lang, und da mußte es doch kommen, und jedes dachte vom andern: du hast nur noch ein Jahr. Und zum erstenmal seit langer Zeit wünschte der Storchenpeter seiner Frau einen „Guten Morgen“ und frug sie, wie es ihr ginge. Und der Elsbeth fiel das gewaltig auf und gab ihm freundliche Antwort. Als der Storchenpeter vom Wald heimkam, dampfte auf dem Tisch sein Leibessen, das sie ihm aus Trotz lange nicht mehr gemacht hatte, denn sie dachte: „Lang tut er's doch nicht mehr, du willst ihm doch noch die paar Tage verjüßen.“ Und als dem Storchenpeter über dem Lieblingessen das Wasser im Munde zusammenlief, dachte er: „Es ist doch noch schön von ihr, daß sie den Streit vergessen hat und mir mein Leibessen macht. Ach, wenn sie wüßte, was ich weiß! vielleicht ahnt sie's doch, daß sie

sterben muß, und wird jetzt etwas weicher.“ — Während sie sonst beim Essen nichts sprachen oder sich zankten, waren sie diesmal ganz freundlich, und jedes redete dem andern zu, sich nicht zu genieren, so daß die Knechte am Tische selber ganz verwundert waren, daß die beiden so freundlich waren. — Der Storchenpeter aber dachte: Eine Liebe ist die andere wert, und ging an seinen Barometer und klopfte dran, und als das Quecksilber auf „Beständig schön“ stehen blieb und sich das Wetter nach dem Sturm aufgeheitert hatte, sagte er: „Elsbeth, der Himmel ist blau, und es gibt so leicht keinen Regen, ich will den Fuchs anspannen, und wir wollen auf den Jahrmarkt fahren, da kannst du dir den seidenen Rock kaufen, ich habe gerade noch etwas Apartes für dich im Strumpf aufgehoben von der Kartoffelernte her, das kannst du haben; und kannst dir's gleich bei der Schneiderin machen lassen, daß du's an Weihnachten kriegst.“ Aber eigentlich dachte er: „Sterben muß sie doch, und wenn ihr der seidene Fahn Freude macht, so gönn' ihr noch die Freude.“ Elsbeth horchte hoch auf und dachte: „So ist's doch wahr, daß der Tod einen weicher macht, sonst tät mein Mann so was nicht sagen.“ Aber dann sagte sie zu ihm: „Vieber Mann, ich hab' mich doch besonnen heute nacht, daß du recht hast, denn ein seidenes Kleid paßt nicht für unsereinen. Ein wollenes tut's auch und ist schütziger für den Winter. Ohnehin hab' ich das Reißen in den Gliedern, und der Reformatismus (soll heißen auf hochdeutsch Rheumatismus) liegt mir in den Knochen.“ Im Grund ihres Herzens aber dachte sie: „Was sollst du dir ein seidenes, buntes Kleid kaufen? dein Mann stirbt doch, und da paßt sich's nicht für eine Witwe, in solchem Staat daher zu kommen. Wenn die Trauerzeit um ist, kannst du doch immer noch tun, was du willst.“ —

Den Storchenpeter wunderte die Antwort über die Maßen, denn wenn sie einmal ihren Kopf aufgesetzt hatte, hätte ihn nur der Scharfrichter herunterbringen können, aber so ging's diesmal so herrlich gut, und er dachte seinerseits: Sie wird's wohl fühlen, daß sie nicht mehr lang lebt und nur noch ein Sterbekleid braucht, darum will sie kein seidenes haben.



Da schleicht plötzlich ein Mann von der andern Seite her...

So ging's wochen- und monatelang fort, und nach und nach wurde ihnen der Friede und die Nachgiebigkeit ein gewohntes Ding. Freilich gab's Gelegenheit genug, um einen roten Kopf zu kriegen und den alten Zankgeist loszulassen — aber jedes dachte: Halt, was willst dem

andern das Leben verbittern, es sind doch nur wenig Monate noch, die willst du noch aus- halten. Die beiden merkten immer mehr, wie gut sie doch zueinander paßten, die Knechte und Tagelöhner konnten nicht begreifen, wie gut sie jetzt miteinander lebten, und nur eines war,

was die Freude trübte, daß jedes dachte, es werde nicht lange mehr dauern, so würden sie getrennt, und beide wünschten, der Andreastag möchte doch langsamer herbeikommen. Aber der ließ sich nicht aufhalten. Zehn Monate waren ins Land gegangen seit jener Nacht. Noch zwei — und der Andreastag war da. Vorher kam aber noch des Storchepeters Geburtstag.

„'s ist sein letzter“, seufzte die Elsbeth, und in das Wams, das sie ihm gestrickt hatte, waren auch etliche Perlen mit eingestrickt, das heißt, die Tränen waren ihr hineingefallen. Was ihr aber am meisten aufs Herz fiel, war das, daß ihr Peter nichts ahnte von seinem frühen Tod, sondern sich auf noch recht viele Jahre eingerichtet hatte. „Du mußt es ihm doch sagen und ihn warnen,“ sprach sie zu sich selbst, „das ist Christenpflicht.“

Derweil die Elsbeth das Wams zurechtlegte und einen frischen Strauß von Herbstblumen dazustellen ließ, saß der Storchepeter gedankvoll in seiner Kammer. Es war sein achtundvierzigster Geburtstag, und der ist nicht weit von dem fünfzigsten. Die Nacht hatte er unruhig geträumt; er sah die Leichenträger vor dem Hause und den Schulmeister mit einem großen Flor um den Hut und eine gelbe Zitrone in der Hand und hörte die Schulkinder singen. Da kamen ihm die Gedanken zu Hauf gezogen, und er dachte: „Jetzt, wo du älter wirst und eine vertraute Frau brauchen könntest, jetzt gerade muß sie fort. Jetzt kann sie sich so gut schicken und weiß, was ich gern esse und wie mir's lieb und kommod ist, und ist jetzt kein Streit und Zank mehr im Haus, jetzt könnten wir's so gut haben — aber gerade jetzt muß sie fort. Eine andere Frau kriegst du so leicht nicht, denn die nehmen dich nur wegen dem Geld und schaffen dich unter den Boden hinunter, wie dem Hansjörg daneben seine zweite Frau es macht. Das Bitterböse aber an der ganzen Sache ist, daß sie's nicht einmal weiß und meint, der Tod käme nicht an so eine starke, gesunde Frau. Du mußt es ihr sagen, daß sie sich darauf vorbereiten kann, denn das ist Christenpflicht!“ — Mit diesen Gedanken kam er herunter, und die zwei trafen sich beim Frühstück.

Sie ging auf ihn zu und gratulierte ihm zum Geburtstage, aber als sie ihm „noch viele

Jahre Gesundheit“ wünschte, klopfte ihr das Herz stark dabei, denn inwendig hieß es doch: Ach, du lebst keine drei Monate mehr! Da überkam es sie, und die Tränen, die bei ihr so teuer waren, wie das Wasser in der Wüste, flossen ihr die Wangen herunter, während sie sich an ihren Mann schmiegte.

Der Storchepeter war wieder aufs neue verwundert und dachte nicht anders, denn: Siehst du, sie spürt's wohl, daß es ihr letzter Geburtstag ist, sonst würde sie nicht so weich sein.

Während des Frühstücks sprachen sie wenig, schauten sich aber dafür tief in die Augen, und jedes forschte, ob am andern nicht ein Zeichen des baldigen Todes zu sehen wäre. Danach aber faßte sich die Elsbeth ein Herz und frug mit leiser Stimme und recht liebevoll: „Lieber Mann, wie geht's dir?“

Der Storchepeter sagte frischweg: „Mir ist ganz wohl, mein Kopfweh ist ganz fort, seitdem du mich so mit deiner Liebe gesund gemacht hast.“

„Gesund“, das fuhr der Elsbeth wie ein Stich durchs Herz, und sie konnte lange nichts mehr sagen. „Ja, wir sind jetzt so vergnügt zusammen und haben Frieden, Elsbeth, aber der Mensch ist übernünftig, und bald kann's ein Ende haben.“

Nun griff die Elsbeth mit beiden Händen zu, um diesen Faden nicht mehr loszulassen, den ihr der Peter selbst gegeben: „Ja, lieber Mann,“ sagte sie, „ich denke schon Tag und Nacht drüber nach, es steht mit mir auf und geht mit mir schlafen, wie bald wir auseinander kommen können; und wie es für mich so traurig wäre, allein auf dem großen Hof zu sitzen und das ganze Geschäft zu haben mit fremden Leuten, wenn du nicht mehr da bist. Sieh, das plagt mich und vor allem, wenn ich denke, du könntest so schnell wegsterben. Es wird doch in der Kirche alle Sonntage gebetet: Bewahre uns vor einem bösen, schnellen Tod. Hast du denn auch schon dran gedacht, lieber Mann?“

Nun war der Schrecken am Storchepeter; das hatte er sich nicht vermutet, daß die Elsbeth ihm das sagte, was er gerade ihr sagen wollte. Endlich faßte er sich und sagte: „Liebe Elsbeth, mach' dir keine Sorgen, sieh, ich glaube, daß

ich von Herzen gesund bin; aber du machst mir manchmal angst mit deiner Gesundheit, und bist manchmal so fieberig und in der Fascht, daß ich schon oft hab' zum Doktor schicken wollen. Ich muß immer denken, du stirbst bald, und ich krieg' keine Frau mehr, wie du jetzt bist."

Das war zu viel für die Elsbeth, daß ihr Peter so verblendet war und sich noch auf viele Jahre spitzte; nein, dachte sie, da mußt du ihm ein für allemal klaren Wein einschenken. Kurz und entschlossen trat sie vor ihn, legte die linke Hand auf seine Schulter und hob die rechte auf wie zum Schwören gen Himmel und sagte ihm mit dumpfer und hohler Stimme: „Mann, ich weiß es gewiß und kann darauf schwören, es ist mir geoffenbaret: du lebst keine zwei Monate mehr.“ Sie stand vor ihm wie ein wahrhaftiges Weib und war grausig anzusehen. Dem Peter schlug's in alle Glieder, und es wurde ihm eiskalt. Endlich ging's ihm wie ein Lichtstrahl durch den Kopf, und er sagte: „Frau, wie kommst du nur auf solche Gedanken? Wer hat dir denn das gesagt?“

Es war gut, daß die Elsbeth einmal am Herausreden war, sonst hätte es ihr noch mehr Überwindung gekostet, alles bis auf den Grund zu sagen. Sie verhüllte ihren Kopf in die Schürze und lehnte sich an den Mann und sagte dann: „Ich will dir's gestehen, aber du mußt nicht böse werden. In selbiger Nacht, wo wir so Streit miteinander hatten, bin ich aus Zorn fortgelaufen, und weil's Andreasnacht war —“

„Bist du an die Kirche gegangen um Mitternacht und hast mich gesehen“, fiel ihr der Peter ein, der ihr zu Hülfe kommen wollte.



Kurz entschlossen trat sie vor ihn, legte die linke Hand auf seine Schulter und hob die rechte Hand gen Himmel auf...

Sie nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, leibhaftig, wie du leibst und lebst.“ Nun war's heraus, und sie schaute ihn an, zu sehen, welchen Eindruck das Wort auf ihn gemacht. Aber der Peter schaute sie freundlich an und sagte: „Liebe Elsbeth, wir haben groß gefehlt und müssen einander viel vergeben, und Gott muß uns noch viel mehr vergeben. Ich will's dir auch gestehen: Ich bin auch in selbiger Nacht auf den Kirchhof im Zorn gegangen und habe sehen wollen, ob du nicht bald stirbst. Und du hast mich und ich habe dich gesehen, leibhaftig sind wir's gewesen. Wir müssen uns schämen alle zwei und ich am meisten, denn ich bin der Mann und hätte mehr Verstand und Liebe haben sollen. Das mußt du mir vergeben.“



Elsbeth, da hab' ich zwei Kinder für dich..

„Ich habe dir nichts zu vergeben,“ sagte die Elsbeth, „denn ich bin die Frau und hätte folgen und schweigen sollen, wie sich's für eine Frau schickt.“

Und daß die beiden solches zueinander sagten und jedes den schwersten Sack Sünden haben wollte, wird der geneigte Leser ganz in Ordnung finden. Denn wenn's besser werden soll und man ein neu Haus bauen will, muß

man das Fundament in die Tiefe legen, sonst fällt oben alles wieder zusammen.

„Wir wollen jetzt den Gaul anders aufzäumen, Elsbeth,“ sagte der Storchenpeter, „wenn dir's recht ist, und die paar Jährlein, die wir noch haben, in Frieden verleben. Nang' einmal die Hochzeitsbibel vom Sims runter und lies einmal den Hochzeitstext, den der Herr Pfarrer hineingeschrieben hat.“ Der lautete aber:

„Wo du hingehst, da will auch ich hingehen, und wo du bleibst, da bleib' ich auch. Dein Gott ist mein Gott, und dein Volk ist mein Volk. Wo du stirbst, da will auch ich begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden.“

„Hätten wir den Spruch befolgt, wär's besser gegangen“, sagte die Elsbeth. Wir sind nur einmal miteinander wohin gegangen, darüber wir uns schämen müssen. Wir haben's böse machen wollen, aber Gott hat's gut gemacht. Mit der Andreasnacht ist's nichts und mit all dem Aberglauben. Aber gelt, Mann, wir sind doch kuriert worden?!“

* * *

Seit dem Tage ging's noch besser zu im Hof, der ganze Ort wunderte sich, wenn die zwei allsonntäglich miteinander zur Kirche kamen. Die Elsbeth kriegte ihre roten Backen wieder, und der Storchenpeter machte ein so fröhliches Gesicht, als wollte er sagen: „Bin ich nicht der glücklichste Mensch im Ort, und hab' ich nicht die beste Frau von der Welt?“ Weil sie keine Kinder hatten, waren sie freilich betrübt. Dafür hatten aber andere Leute Kinder, an denen man Gutes tun konnte. Und weil einmal die Liebe bei den Storchenpetersleuten brannte, so schlugen auch die Flammen zum Hof hinaus.

Eines Tages brachte der Peter zwei Kinder an der Hand. Das waren seines Schwagers Kinder, die Kinder von der Elsbeth Schwester, die vor zwei Jahren gestorben war. „Elsbeth, da hab' ich zwei Kinder für dich, wenn du sie haben willst, sie sind auch dein Fleisch und Blut, und sind arme Würmlein, weil sie keine Mutter haben.“ Die Elsbeth fiel ihrem Mann um den Hals und dankte ihm. „Ach, Peter,“ sagte sie, „ich hab' manchmal dran gedacht, seitdem wir wieder gut sind, wir sollten dem lieben Gott ein Dankopfer bringen, und ich hab' nicht gewußt wie. Denn weil die Kinder von meiner Verwandtschaft sind, hab' ich's nicht sagen wollen.“

Der Peter lachte und sagte: „Elsbeth, weißt du nicht, wie's im Hochzeitstext heißt: „Dein Volk ist mein Volk.“ So sollen wir auch hier zueinander sprechen. Wenn die Kinder ein-

schlagen, so soll ihnen der Hof gehören, wenn wir einmal sterben.“

Die Kinder wurden angenommen und schlugen ein und wurden ein neues Band zwischen den Eheleuten. — Wer von den Leuten auf dem Hof noch lebt, darf der Verfasser nicht verraten, denn es ist ihm im Vertrauen gesagt worden. Aber was er sagen darf, will er nicht verschweigen:

1. Ein jeder besinne sich, ehe er zu zweien reist, ob der Kamerad zu ihm passe.

2. Wenn man aber auf der Reise ist, muß man miteinander Geduld haben und sich ineinander schicken.

3. Wer sich durch den Glauben regieren läßt, braucht durch den Aberglauben nicht kuriert zu werden.

4. Den Tod allezeit vor Augen haben, heißt einen guten Lehrmeister haben, und wenn man im Leben immer so weich und friedvoll gegeneinander wäre wie am Sarg, so würde es in mancher Ehe auch anders aussehen.

Aus einer Verteidigungsrede.

„Daß der Angeklagte ein gutes Herz hat, geht schon daraus hervor, daß er die gestohlenen Sachen seiner Schwiegermutter geschenkt hat.“

Ganz wichtig.

Vorsitzender: „... Haben Sie nun noch irgend etwas Wichtiges zu sagen?“

Zeuge (Wirt): „Ja, Herr Präsident, in einer Stunde wird bei mir frisch angestochen!“

Amtsstil.

„Die vom Staatsanwalt mehrfach angezogenen Damenstrümpfe kann man dem Angeklagten nicht wohl in die Schuhe schieben, da er nach Lage der Sache berechtigt war, dieselben als herrenlos anzusehen.“

Nicht möglich.

Richter: „... Auch sollen Sie mit einem vollen Bierkrüge auf den Kläger geschlagen haben!“

Angeklagter: „Aber, Herr Richter, ich und ein volles Bierglas — das geht doch nicht miteinander!“